

Morgan Matson
Dreizehn Wünsche für einen Sommer





DIE AUTORIN

Morgan Matson studierte Schreiben für junge Leser an der New School in New York. Road-Trips quer durchs Land sind ihre große Leidenschaft und sie hat schon drei Mal die USA durchreist ... bis jetzt. Zurzeit lebt sie in Los Angeles.

Von Morgan Matson ist bei cbj außerdem erschienen:

Amy on the Summer Road (40132)

Vergiss den Sommer nicht (40181)


Morgan
Matson

*Dreizehn
Wünsche
für
einen
Sommer*

Aus dem Englischen
von Edith Beleites



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Juni 2016

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:

cbj, Kinder- und Jugendbuch Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel

»Since you've been gone« bei Simon & Schuster, New York.

© 2014 by Morgan Matson

Published by Arrangement with Morgan Matson

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Aus dem amerikanischen Englisch von Edith Beleites

Lektorat: Christina Neiske

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotive: plainpicture/OJO/Tom Merton

und Shutterstock/Valerie Potapova

kk · Herstellung: wei

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-40334-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Amalia

Duncan:

Du musst mir vertrauen. Wir sind doch Freunde.

Cecily:

Wohl kaum. Auf Freunde kann man sich verlassen,
egal, was passiert. Sie trauen sich in den finstersten Wald,
um dich zu suchen und dir den Weg nach Haus zu
zeigen. Und sie brauchen dir nicht extra zu versichern,
dass sie deine Freunde sind.

Bug Juice: A Play © Andrea Hughes & Scott Hughes
Gotham Dramatists

Die Liste

Als die Liste kam, war Sloane schon seit zwei Wochen verschwunden.

Zuerst bekam ich es gar nicht mit, weil ich wieder mal auf dem Weg zu ihr war, obwohl ich inzwischen kaum noch Hoffnung hatte, sie zu Hause anzutreffen. Die Hände ums Lenkrad geklammert und ohne meinen I-Pod einzuschalten, dachte ich nach und beschloss, auf eine Erklärung zu verzichten, wenn sie einfach nur da wäre. Sie müsste mir nicht sagen, warum sie plötzlich nicht mehr ans Handy gegangen war, nicht auf SMS und E-Mails reagiert hatte oder überhaupt verschwunden war, samt ihren Eltern und dem Wagen. Dabei wusste ich, dass es reines Wunschdenken war, wenn ich mir einbildete, mit einer Art kosmischem Superdealer darüber verhandeln zu können, nach dem Motto: Du schaffst mir Sloane her, ich verzichte auf eine Erklärung. Trotzdem hielt ich an diesem Gedanken fest, als ich der Randolph Farms Lane langsam näher kam. Ich war bereit, alles dafür zu geben, dass Sloane wieder da wäre und mein Leben wieder einen Sinn bekäme.

Denn ganz ehrlich: Die letzten zwei Wochen waren die

schlimmsten meines Lebens gewesen. Am ersten Ferienwochenende hatten mich meine Eltern zu einem Familienausflug mitgeschleift – gegen meinen Willen und unter schwerem Protest. Als wir wieder zurück in Stanwich waren und mir von all den Antiquitätenläden und Kunstgalerien im Norden Connecticut noch der Kopf schwirrte, rief ich sie sofort an. Ungeduldig wartete ich darauf, dass sie ans Handy ging und sagte, wo sie sich herumtrieb oder – falls sie zu Haus war – dass ich sie abholen sollte. Aber sie ging nicht ran. Auch nicht, als ich es eine Stunde später wieder versuchte. Genauso wenig wie später am Abend und kurz vorm Zubettgehen.

Am nächsten Tag fuhr ich zu ihr, aber der Wagen ihrer Eltern stand nicht in der Einfahrt, und das ganze Haus war wie ausgestorben. Auf SMS und Anrufe reagierte sie nicht. Ich sprach ihr auf die Mailbox, aber Sorgen machte ich mir noch nicht. Es kam öfter vor, dass ihr Akku leer war, und sie wusste nie, wo sie das Ladegerät hingelegt hatte. Hinzu kam, dass ihre Eltern, Milly und Anderson, ihre Reisepläne nie rechtzeitig bekannt gaben. Stattdessen scheuchten sie Sloane von jetzt auf gleich nach Palm Beach oder Nantucket, und ein paar Tage später kehrte sie dann braun gebrannt, mit einem Mitbringsel für mich und einem Haufen interessanter Geschichten zurück. Ich war mir sicher, dass es auch dieses Mal so sein würde.

Erst als ich nach drei Tagen immer noch nichts von ihr gehört hatte, begann ich mir Sorgen zu machen, und nach fünf Tagen bekam ich regelrecht Panik. Zu Haus

hielt ich es nicht mehr aus, weil ich nur noch auf mein Handy starrte, als könnte ich es durch Hypnose zum Klingeln bringen. Also fing ich an, durch die Gegend zu fahren und Sloane an allen möglichen Orten zu suchen, an denen wir uns sonst oft aufhielten. Auf dem Weg dahin stellte ich mir jedes Mal vor, dass ich sie gleich sehen würde, aber dann entpuppte sich alles als Sloane-freie Zone. In der Plantage aalte sie sich nicht sonnenbadend auf einem Picknicktisch, bei Zweite Chance, unserem Lieblings-Secondhandladen, war sie nicht auf Schnäppchensuche, und im Captain Pizza knabberte sie nicht an einer Scheibe Ananas. Sie war einfach weg.

Und ich wusste nicht, was ich mit mir anstellen sollte. Sonst sahen wir uns fast jeden Tag, telefonierten und schrieben in einer Tour, nichts war tabu, nichts zu trivial. Manchmal schrieben wir so was Belangloses wie *Wenn ich mit dem neuen Rock aussehe wie eine Amische, musst du es mir sagen!!!* (ich) oder *Ziemlich lange her, dass jemand Nessie gesichtet hat, oder?* (sie). In den zwei Jahren, die wir beste Freundinnen waren, hatte ich ihr fast alles erzählt, was ich dachte und erlebte, und die plötzliche Funkstille war wie ein künstliches Koma. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, außer weiter SMS zu schreiben und nach ihr zu suchen. Andauernd griff ich zum Handy, weil ich ihr sagen wollte, wie schrecklich es war, sie nicht erreichen zu können.

Ich hielt die Luft an, als ihr Haus in Sicht kam, wie früher als kleines Mädchen, wenn ich das letzte Geburtstagsgeschenk öffnete und hoffte, dass es die *eine* Sache

war, die ich noch nicht hatte, das Einzige, was ich mir wirklich wünschte.

Aber die Einfahrt war leer und das Haus lag wie ausgestorben da. Trotzdem hielt ich an, legte den Parkgang ein und schaltete den Motor aus. Dann sackte ich in mich zusammen und kämpfte gegen den Kloß an, der sich in meinem Hals bildete. Ich wusste nicht mehr weiter und hatte keine Ahnung, wo ich noch suchen sollte. Sloane konnte doch unmöglich weggezogen sein! Nicht ohne mir Bescheid zu sagen.

Aber wo steckte sie dann?

Als mir die Tränen kamen, stieg ich aus und blinzelte gegen die Morgensonne. Dass so früh am Tag niemand zu Hause war, sagte alles, denn Milly und Anderson standen grundsätzlich nicht vor zehn auf. Ich wusste also, dass es keinen Sinn hatte, ging aber trotzdem auf das Haus zu und die breite Steintreppe hinauf, die mit saftigen grünen Blättern bedeckt war. Das Laub lag so dick auf den Stufen, dass ich es links und rechts zur Seite kicken musste – ein weiterer Beweis, dass niemand da war. Dass schon länger niemand mehr da gewesen war. Trotzdem ging ich an die Tür mit dem Löwenkopf aus Messing, der als Türklopfer diente, und machte mich bemerkbar. Wie schon fünf Mal diese Woche. Dann wartete ich und versuchte, durch das Fenster neben der Tür zu spähen – immer noch mit einem Rest Hoffnung, dass ich im nächsten Moment Sloanes Schritte im Flur hören und sie die Tür aufreißen würde, um mich stürmisch zu umarmen und mit einem Redeschwall zu überschütten.

Aber das Haus blieb still, und das Einzige, was ich durch das Fenster erkennen konnte, war die Plakette im Hauseingang, die das Haus als »ein architektonisches Juwel von Stanwich« auswies und ständig voller Fingerabdrücke war, obwohl ich noch nie gesehen hatte, dass jemand das Ding berührte.

Sicherheitshalber wartete ich ein paar Minuten, dann machte ich kehrt, setzte mich auf die oberste Stufe und versuchte mich zu beruhigen. Es fehlte gerade noch, dass ich hier mit einem Nervenzusammenbruch ins Laub sank.

Irgendwie hoffte ich immer noch, dass sich das Ganze als ein ungewöhnlich realistischer Albtraum entpuppte, aus dem ich jeden Moment erwachen würde. Dass Sloane bei meinem nächsten Anruf wie selbstverständlich ans Handy ginge und bestimmt schon einen Plan hätte, was wir heute machen könnten.

Sloane wohnte sechzehn Kilometer von uns im sogenannten »Hinterland«, wo die Häuser größer und von riesigen Gärten umgeben waren. In meiner athletischen Phase, als ich topfit war, konnte ich diese Strecke locker laufen. Aber obwohl es keine große Entfernung war, hätten unsere Wohnviertel nicht unterschiedlicher sein können. Hier kam nur ab und zu mal ein Wagen vorbei, und alles war so still, dass ich meine Einsamkeit noch mehr spürte. Niemand war zu Hause, und womöglich würde auch niemand zurückkommen. Ich beugte mich vor, bis mir das Haar wie ein Vorhang vors Gesicht fiel. Wenn keiner da war, konnte ich ruhig einen Augenblick sitzen

bleiben, ohne dass jemand kommen und mich wegscheuchen würde. Wahrscheinlich könnte ich sogar den ganzen Tag hierbleiben. Ich wusste ja ohnehin nicht, was ich sonst tun sollte.

Da hörte ich ein Motorengeräusch, schaute schnell auf und strich mir das Haar aus dem Gesicht. Neue Hoffnung flackerte in mir auf. Aber es war nicht Andersons verbeulter BMW, der die Einfahrt heraufkam, sondern ein gelber Pick-up, mit Rasenmähern und Harken auf der Ladefläche. Vor der Treppe blieb er stehen, und ich konnte das aufgemalte Firmenlogo lesen: *Gartenbau Stanwich – Pflanzen, Säen, Pflegen, Mähen. Wir erledigen alles und noch mehr.* Sloane liebte Firmennamen mit Wortspielen. Dabei ging es ihr nicht so sehr um die Sprache, sondern um die Vorstellung, wie sich die Firmenchefs das Hirn zermarterten, bis ihnen etwas Witziges einfiel, und wie sie sich dann zu ihrem Geistesblitz selbst beglückwünschten. Ich versuchte mir dieses Logo zu merken, um Sloane davon zu berichten, aber schon im nächsten Moment wurde mir klar, wie sinnlos das war.

Drei Männer stiegen aus dem Pick-up, zwei von ihnen gingen um den Wagen herum, um die Arbeitsgeräte abzuladen. Sie sahen aus wie Collegestudenten. Wie versteinert saß ich auf der Treppe und starrte sie an. Vielleicht konnten sie mir ja etwas über die Pläne der Williams' sagen, aber um mit ihnen zu reden, hätte ich aufstehen und sie ansprechen müssen. Ich war von Geburt an schüchtern, erst in den letzten zwei Jahren hatte sich das geändert. Mit Sloane an meiner Seite hatte das Leben

plötzlich Netz und doppelten Boden. Wenn nötig, übernahm sie jederzeit die Führung, und wenn nicht, wusste ich zumindest, dass sie da war und mich retten würde, falls ich die Nerven verlor. Sogar wenn ich allein war, blieb ich gelassen, wenn ich einen Fehler machte oder etwas nicht hinbekam, weil ich wusste, dass es für eine Story gut war, über die ich mich später mit Sloane totlachen würde. Aber jetzt, da sie nicht in Reichweite war, fühlte ich mich so verloren, dass ich nicht mal in der Lage war, diese jungen Gartentypen anzusprechen.

»Hey!«

Ich zuckte zusammen, als einer der Gärtner mich ansprach. Er sah zu mir auf und schützte die Augen mit der Hand vor der Sonne, während die anderen beiden den Rasenmäher von der Ladefläche des Pick-ups hievten.

»Wohnst du hier?«

Die anderen beiden stellten den Rasenmäher auf den Boden, und plötzlich erkannte ich einen von ihnen: Letztes Jahr hatte er denselben Englischkurs besucht wie ich, und aus irgendwelchen Gründen war mir das Ganze jetzt umso peinlicher.

»Nein«, krächzte ich und erschrak über meine eigene Stimme. Die letzten zwei Wochen hatte ich nur das Nötigste mit meinen Eltern und meinem jüngeren Bruder gesprochen. Wirklich geredet hatte ich nur mit Sloane. Beziehungsweise mit ihrer Mailbox. Ich räusperte mich und versuchte es noch einmal: »Keine Ahnung, warum ich hier sitze.«

Der Typ, der mich angesprochen hatte, wölbte die

Augenbrauen, und ich wusste, was er damit sagen wollte: Ich sollte mich verziehen. In den Augen der Gärtner befand ich mich unbefugt auf fremdem Territorium und würde ihnen womöglich bei der Arbeit im Weg stehen. Inzwischen starrten alle drei mich an und warteten darauf, dass ich endlich gehen würde. Aber wenn ich jetzt aufgab und den Männern in ihren gelben T-Shirts kampflös das Feld überließ – wie sollte ich dann etwas in Erfahrung bringen? Das würde ja bedeuten, dass ich mich widerstandslos mit Sloanes Verschwinden abfand!

Der Typ verschränkte nun die Arme vor der Brust und verlor sichtlich die Geduld, und mir wurde klar, dass ich nicht einfach weiter dasitzen konnte. Wäre Sloane jetzt hier, hätte ich bestimmt den Mund aufgekreiigt. Und sie hätte mindestens zwei der Gärtner um den kleinen Finger gewickelt und dazu überredet, sie den Aufsitzrasenmäher bedienen und ihren Namen ins Gras fräsen zu lassen. Andererseits wäre ich gar nicht erst in diese Situation gekommen, wenn Sloane jetzt hier wäre. Meine Wangen glühten, als ich aufstand und schnell die Stufen hinunterging. Meine Flip-Flops rutschten auf dem Laub, aber ich behielt die Balance und verhinderte, dass alles noch peinlicher wurde, als es ohnehin schon war. Ich nickte den Gärtnern zu und ging zu meinem Wagen zurück, den Blick stur auf die Einfahrt gerichtet.

Sobald ich den Rückzug antrat, begannen die anderen Männer mit der Arbeit, teilten die Geräte untereinander auf und debattierten darüber, wer was tun sollte. Ich hatte die Hand schon an meiner Wagentür, machte sie

aber noch nicht auf. Sollte ich wirklich einfach klein begeben? Ohne den geringsten Versuch, etwas in Erfahrung zu bringen?

»Also ...«, begann ich, aber offenbar nicht laut genug, denn die Männer redeten miteinander und achteten nicht auf mich. Zwei stritten sich darüber, wer das Düngen übernehmen sollte, während der Typ aus meinem Englischkurs seine Baseballkappe in den Händen hielt und daran herumknetete. »Also«, sagte ich noch einmal, dieses Mal allerdings viel zu laut. Die Männer hörten auf zu reden und sahen zu mir herüber. Ich bekam feuchte Hände, aber nachdem ich einmal angefangen hatte, musste ich weitermachen. Jetzt wortlos zu gehen, hätte ich mir niemals verziehen. »Ich wollte bloß... ähm ...« Ich holte tief Luft. »Meine Freundin wohnt hier. Ich bin auf der Suche nach ihr. Wisst ihr vielleicht ...« Plötzlich kam mir das Ganze wie eine ziemlich lächerliche Szene aus dem Fernsehen vor. Woher sollten die Gärtner wissen, wo meine beste Freundin steckte? »Ich meine, habt ihr einen Auftrag für diesen Job? Haben ihre Eltern euch bestellt? Milly oder Anderson Williams?« Fast gegen meinen Willen klammerte ich mich an diese Möglichkeit. Wenn die Williams' die Gärtner geholt hatten, bedeutete es doch wohl, dass sie nur verreist waren und die Gartenarbeiten während ihrer Abwesenheit machen lassen wollten, um nicht davon belästigt zu werden. Vielleicht machten sie in einer Gegend ohne Handynetzt und E-Mail-Empfang Urlaub. Das wäre die einfachste Erklärung.

Aber die Männer sahen einander an, als hätten sie diese

Namen noch nie gehört. »Sorry«, sagte der, der mich angesprochen hatte. »Unser Boss hat uns hergeschickt. Wer ihn beauftragt hat, wissen wir nicht.«

Ich nickte. Meine letzte Hoffnung war geplatzt. Bei näherer Überlegung wurde mir klar, dass die Anwesenheit von Gärtnern mehr als suspekt war, denn Anderson hatte sich nie um den Rasen gekümmert, obwohl ihm die Historische Gesellschaft von Stanwich ständig im Nacken saß, weil der Garten nicht ihren Anforderungen entsprach.

Zwei von den Männern gingen hinters Haus. Der Typ aus meinem Englischkurs setzte sich die Baseballkappe auf und fragte mich: »Bist du nicht die Freundin von Sloane Williams?«

»Genau.« So kannten mich alle in der Schule: die Freundin von Sloane Williams. Das hatte mich aber nie gestört, und jetzt machte es mich beinahe glücklich, so angesprochen zu werden. Vielleicht wusste er ja etwas ... oder hatte etwas gehört. »Ich bin auf der Suche nach ihr. Sie wohnt hier, und ich dachte, dass ihr vielleicht ...«

Der Typ nickte, dann zuckte er bedauernd mit den Schultern und sagte: »Sorry, ich hab keine Ahnung, wo sie ist. Hoffentlich findest du sie.« Nach meinem Namen fragte er nicht und ich stellte mich nicht vor. Wozu auch?

»Danke«, bekam ich irgendwie heraus. Aber zu spät, denn er hatte sich schon in Bewegung gesetzt und folgte den anderen. Ich drehte mich noch einmal nach dem Haus um, und plötzlich hatte ich das Gefühl, dass Sloane

nicht mehr hier wohnte. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehen.

Ich fuhr aber nicht direkt nach Haus, sondern machte einen Zwischenstopp im Stanwich Coffeeshop, für den Fall, dass dort ein Mädchen am Ecktisch säße, das die zerzausten Haare mit einem Bleistift auf dem Kopf festgesteckt und einen britischen Roman in der Hand hatte, mit lauter komischen Ausdrücken und Schreibweisen. Aber Sloane war nicht da. Auf dem Rückweg zu meinem Wagen wurde mir endgültig klar, dass sie nicht in der Stadt sein konnte, denn sonst hätte sie mich im Laufe der Zeit irgendwann zurückgerufen. Inzwischen war sie seit zwei Wochen verschwunden und irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht.

Merkwürdigerweise gab dieser Gedanke mir Auftrieb, als ich heimfuhr. Wenn ich die letzten zwei Wochen morgens aus dem Haus ging, hatte ich meine Eltern in dem Glauben gelassen, dass ich mich mit Sloane träfe, und wenn sie mich nach meinen Plänen fragten, sagte ich etwas Ausweichendes ... dass ich mich nach einem Ferienjob umsehen wolle oder so. Aber jetzt war es an der Zeit, ihnen zu sagen, dass ich mir Sorgen machte und endlich herausbekommen wollte, was los war. Vielleicht wussten sie ja etwas, obwohl meine und Sloanes Eltern kaum Kontakt hatten. Kennengelernt hatten sie sich, als Milly und Anderson ihre Tochter einmal vom Übernachten bei uns abholten, zwei Stunden nach der verabredeten Zeit. Nachdem die Erwachsenen ein paar höfliche Worte miteinander gewechselt und Sloane und ich uns voneinander

verabschiedet hatten, schloss mein Vater die Tür, sah meine Mutter an und stöhnte: »Das war ja gerade wie in einem Stück von Gurney.« Ich wusste damals nicht, was das heißen sollte, aber nach seinem Tonfall zu urteilen, konnte es nichts Nettes sein. Meine Eltern waren mit Sloanes also nicht gerade befreundet, aber vielleicht wussten sie ja trotzdem etwas. Oder konnten eher etwas herausfinden als ich.

Je näher unser Haus kam, desto mehr klammerte ich mich an diesen Gedanken. Wir wohnten nahe einem der vier Geschäftsviertel von Stanwich. Unsere Wohngegend war fußgängerfreundlich und belebt, aber es gab auch viel Verkehr, hauptsächlich in Richtung Strand, der zehn Minuten von unserem Haus entfernt lag. Stanwich, Connecticut liegt am Long Island Sound, wo es zwar keine Wellen, aber einen schönen Sandstrand gibt, atemberaubende Meerblicke und noch atemberaubendere Häuser mit dem Meer direkt hinterm Haus.

Unser Haus dagegen, ein sogenanntes viktorianisches, war alt, und mein Vater reparierte daran herum, seit wir vor sechs Jahren eingezogen waren. Die Fußböden waren uneben, die Decken niedrig, und das Erdgeschoss war in viele winzige Räume unterteilt, die ursprünglich als Salons oder Kaminzimmer dienten. Trotz dieser Nachteile konnten meine Eltern ihr Glück gar nicht fassen, als sie das Haus fanden, nachdem sie mit mir und später auch meinem Bruder jahrelang winzige Wohnungen gemietet hatten, meist über einem Delikatessengeschäft oder einem Thai-Imbiss. Dass es eine Bruchbude war,

störte sie nicht weiter, auch nicht, dass man wegen der drei Stockwerke andauernd treppauf und treppab lief, dass es zugig war und im Winter Unsummen an Heizkosten verschlang. Klimaanlage gab es nämlich noch nicht, als das Haus erbaut wurde, sodass es im Sommer meist überhitzt war. Aber wie gesagt: All das störte meine Eltern vor sechs Jahren nicht, stattdessen verliebten sie sich spontan in den alten Kasten.

Damals war das Haus kreischlila angestrichen, aber die Farbe war über die Jahre verblichen, und übrig geblieben war ein blasser Lavendelton. Unten gab es eine große Veranda, oben einen riesigen Balkon und überall so viele Fenster, dass man sich fragte, wozu. Den krönenden Abschluss bildete ein Turmzimmer, das sich meine Eltern als Arbeitszimmer eingerichtet hatten.

Als ich vor dem Grundstück hielt, saß mein Bruder auf den Stufen der Veranda und rührte sich nicht. Das allein war schon verdächtig. Beckett war zehn und normalerweise ständig in Bewegung. Mit Vorliebe kletterte er auf alles, was hoch und gefährlich war, ansonsten übte er seine Ninja-Kampftechnik oder radelte durch die Gegend, meist mit seiner besten Freundin, Annabel Montpelier. Die beiden waren der Albtraum aller Kinderwagen schiebenden Mütter im Umkreis von zehn Kilometern.

»Hey!«, sagte ich, als ich ausgestiegen war und aufs Haus zuing. Ich fragte mich, ob ich die letzten zwei Wochen etwas Wichtiges verpasst hatte, als ich wie eine Schlafwandlerin mit meiner Familie am Esstisch gesessen und kaum wahrgenommen hatte, was um mich herum

passierte. Aber vielleicht hatte Beckett bloß gerade Ärger mit unseren Eltern. Ich würde es früh genug erfahren, denn ich wollte ja sowieso mit ihnen reden, wegen Sloane. »Alles in Ordnung?«, fragte ich, als ich die drei Stufen zur Veranda hochging.

Er sah zu mir auf, senkte aber sofort wieder den Blick und sah auf seine Sneakers. »Es geht wieder los.«

»Sicher?« Ich ging weiter, zog die Haustür auf und hoffte, dass Beckett sich irrte. Vielleicht missdeutete er die Anzeichen; schließlich hatte er so was erst zwei Mal miterlebt.

Beckett folgte mir in das ehemalige Empfangszimmer, das wir jetzt aber als Windfang benutzten, wo wir unsere Jacken, Schals, Schlüssel und Schuhe in irgendeine Ecke schmissen. Ich ging weiter ins Haus und musste mich erst mal an das Zwielflicht gewöhnen, das hier immer herrschte.

»Mom?«, rief ich und überkreuzte die Finger in meinen Jeansshorts. Hoffentlich hatte Beckett sich geirrt!

Aber als ich mich an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatte und besser sehen konnte, fiel mein Blick durch die offene Küchentür auf ein Riesendurcheinander von Einkäufen, die vom Discounter aus der Nachbarstadt stammten. Überall auf dem Küchentresen und den Arbeitsplatten lagen Haufen von Lebensmitteln – mehrere Tüten Makkaroni mit Käse, riesige Cornflakes-Schachteln, literweise Milch und bergeweise Minibagels. Während ich mich umsah, wurde mir klar, dass Beckett recht hatte: Unsere Eltern arbeiteten an einem neuen Stück.

»Hab ich's nicht gesagt?«, seufzte er und stellte sich neben mich.

Meine Eltern schrieben Theaterstücke, im Team. Während des Semesterbetriebs arbeiteten sie am Stanwich College, der örtlichen Uni. Deswegen waren wir hierhergezogen. Meine Mom unterrichtete angehende Theaterautoren, mein Dad Textanalyse im Fachbereich Englisch. Während des Unibetriebs waren beide schwer beschäftigt bis gestresst, vor allem wenn meine Mom nebenbei noch bei einem neuen Stück Regie führte und mein Dad zum Semesterende die Hausarbeiten seiner Studenten lesen musste. Aber in den Semesterferien kamen sie zur Ruhe. Manchmal kramten sie dann ein Stück hervor, das sie vor Jahren angefangen hatten, und schrieben ein wenig daran herum, aber im Wesentlichen hatten sie drei Monate frei. Unsere Sommer folgten einem immer gleichen Muster, nach dem man die Uhr stellen konnte. Im Juni verkündete mein Vater, die gesellschaftlichen Zwänge engten ihn ein, und das könne sich ein *richtiger Mann* nicht bieten lassen. Was im Prinzip nur bedeutete, dass er von jetzt an alles, was in unserem Haus gegessen werden sollte, vorher grillen würde, sogar so was wie Lasagne. Und er ließ sich einen Bart wachsen, mit dem er spätestens Mitte Juli wie ein Almöhi aussah. Währenddessen legte sich meine Mom ein neues Hobby zu, als »kreatives Ventil«. So besaßen wir beispielsweise am Ende des Sommers, in dem sie versuchte, stricken zu lernen, alle einen schiefen Schal. In einem anderen Sommer konnten wir keinen einzigen Tisch im Haus benutzen, weil angefangene und/oder fer-

tige Puzzles darauf lagen, sodass wir unsere Teller mit Grillgut beim Essen auf den Knien balancierten mussten. Letzten Sommer beschloss sie, einen Gemüsegarten anzulegen, aber das Einzige, was gedieh, waren die Zucchini, die sämtliche Rehe der Umgebung anlockten, sodass die ganzen Ferien im Zeichen der Rehbekämpfung standen. Spätestens Ende August hing uns das angekockelte Essen jedes Jahr zum Hals heraus und mein Dad hatte die mitleidigen Blicke der Leute leid. Dann rasierte er sich den Bart wieder ab, wir durften wieder den Herd benutzen und meine Mom gab das Stricken oder Puzzeln oder Zucchinizüchten auf. Völlig bescheuert eigentlich, aber so war das nun mal bei uns, und wir waren es gewohnt.

Wenn unsere Eltern jedoch ein Stück schrieben, war alles anders. Allerdings war das erst zwei Mal vorgekommen. In dem Sommer, als ich elf war, schickten sie mich deswegen in ein Feriencamp. Für mich war das ganz schrecklich, aber meine Eltern zogen aus meinen Horrorerlebnissen Ideen für ihr Stück. Der nächste Schreibsommer brach über uns herein, als ich dreizehn und Beckett sechs war. Eines Abends war meinen Eltern die Idee für ein neues Stück zugeflogen, und sie zogen sich ins Esszimmer zurück, aus dem sie praktisch den ganzen Sommer nicht wieder herauskamen. Vorher hatten sie bergeweise Lebensmittel eingekauft, und alle paar Tage steckte einer von ihnen den Kopf aus der Tür, um nachzusehen, ob mein Bruder und ich noch am Leben waren. Ich wusste, dass sie uns nicht ignorieren wollten, aber schon Jahre vor unserer Geburt hatten sie zusammen Stücke

geschrieben, und wenn es sie überkam, fielen sie sozusagen in alte Verhaltensmuster zurück, in ein Leben, das komplett dem Schreiben gewidmet und in dem nichts außer ihrem neuen Stück von Bedeutung war.

Diese Schreibanfälle waren nicht schön, aber wir kamen damit zurecht. Im Moment passte mir das allerdings gar nicht, denn ich brauchte meine Eltern. »Mom!«, rief ich noch einmal.

Meine Mutter kam aus dem Esszimmer, und mir rutschte das Herz in die Hose, als ich sah, dass sie Jogginghose und T-Shirt trug – ihre Schreibklamotten – und das lockige Haar hochgesteckt hatte. »Emily?«, fragte sie und sah sich suchend um. »Wo ist dein Bruder?«

»Ähm, hier«, sagte Beckett und winkte ihr zu.

»Oh, gut«, sagte meine Mutter. »Wir wollten euch gerade zum Familienrat rufen.«

»Moment!«, sagte ich schnell und machte einen Schritt auf sie zu. »Ich muss mit dir und Dad reden. Es geht um Sloane ...«

»Familienrat!«, brüllte mein Dad aus der Küche. Wegen seiner tiefen, lauten Stimme gab man ihm an der Uni gern frühe Kurse, gleich morgens um acht. Mit seinem Organ war er einer der wenigen Professoren, die Englischstudenten um diese Uhrzeit wach halten konnten. »Beckett! Emily!« Er kam aus der Küche und stutzte, als er uns sah. »Oh, das ging ja schnell.«

»Dad«, sagte ich und hoffte immer noch, Gehör zu finden, bevor sie richtig loslegten. »Ich muss mit euch reden.«

»Und wir mit euch«, sagte meine Mutter. »Als euer Vater und ich uns gestern Abend unterhielten, kamen wir auf die Idee ... Sag mal, Scott, weißt du eigentlich noch, *wie* wir darauf gekommen sind?«

»Deine Leselampe hat den Geist aufgegeben«, sagte mein Dad und ging einen Schritt auf meine Mom zu. »Da waren wir plötzlich beim Thema Elektrizität.«

»Stimmt.« Meine Mutter nickte. »So war's. Jedenfalls waren wir dann schnell bei Edison und Tesla, einzeln und im Doppelpack, und wir ...«

»Wir glauben, das ist Stoff für ein Stück«, beendete mein Dad den angefangenen Satz meiner Mom und schaute ins Esszimmer.

Ich folgte seinem Blick und stellte fest, dass die beiden schon ihre Laptops auf gegenüberliegende Seiten des Esstischs gestellt hatten, sodass sie beim Arbeiten vis-à-vis sitzen konnten. »Erst mal müssen wir ein paar Ideen ventilieren und sehen, ob das Thema trägt. Wenn nicht, lassen wir es sein.«

Ich nickte, aber mir war klar, dass es dazu nicht kommen würde. Meine Eltern hatten schon genug Stücke geschrieben, um einschätzen zu können, wann es sich lohnte, einen Großeinkauf beim Discounter zu machen. Und ich kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie vielversprechende Ideen am Anfang immer kleinredeten. Wenn sie dagegen Feuer und Flamme waren und von einem neuen Stück schon schwärmten, bevor sie richtig angefangen hatten, konnte man ziemlich sicher sein, dass es ein Strohfeuer war, das nach ein paar Tagen verglühte.

»Das bedeutet, wir haben ein Stückchen Arbeit vor uns«, sagte meine Mutter, und es war jetzt schon klar, dass es *die* Untertreibung des Sommers sein würde. »Wir haben schon mal eingekauft«, fuhr sie fort und zeigte in Richtung Küche, wo die extragroßen Tüten Tiefkühl-erbsen und Burritos langsam aufzutauen begannen. »Für Notfälle findet ihr etwas Geld in der Muschel.« Die Muschel war ein Requisit der Broadway-Inszenierung von *Bug Juice* gewesen, dem erfolgreichsten Stück meiner Eltern, und diente als Buchstütze für unsere vierzehn Millionen Kochbücher. Da man sie öffnen konnte, war sie gleichzeitig unser Versteck für extra Haushaltsgeld. »Beckett geht tagsüber ins Feriencamp, er ist also versorgt«, fuhr meine Mutter fort, und als mein Bruder das Gesicht verzog, fügte sie schnell hinzu: »Annabel geht auch hin.«

»Und was ist mit unserem Campingausflug?«, fragte er.

»Den machen wir noch«, sagte mein Dad. Als er meinen entsetzten Blick sah, beruhigte er mich: »Nur dein Bruder und ich. Die Hughes-Männer in der Wildnis.«

»Aber ...« Mit gerunzelter Stirn warf Beckett einen Blick ins Esszimmer.

Mein Dad machte eine wegwerfende Handbewegung und sagte: »Wir wollten doch sowieso erst im Juli los. Außerdem glaube ich nicht, dass sich unsere Idee als besonders tragfähig erweist.«

»Und du, Em?«, fragte meine Mom und bewegte sich langsam Richtung Esszimmer, als würde sie von einer

unsichtbaren Kraft angezogen. »Hast du dir inzwischen überlegt, was du diesen Sommer machen willst?«

Ich biss mir auf die Lippen. Sloane und ich hatten große Pläne für diesen Sommer gehabt. Wir hatten Konzertkarten bestellt, wollten uns durch sämtliche Pizzerien der Stadt futtern (Sloanes Idee) und die besten Cupcakes finden (meine). Außerdem hatte Sloane beschlossen, dass wir uns beide einen »summer boy« zulegen sollten. Bislang hatten wir allerdings nur sehr vage Vorstellungen davon, wie wir das anstellen sollten. An den Wochenenden wollten wir die Flohmärkte im Norden von Connecticut abgrasen, die Sloane während der letzten Monate entdeckt hatte, und ich hatte mir das Programm des Autokinos besorgt und Filme ausgesucht, die wir uns unbedingt ansehen mussten. Dann hatte Sloane sich noch vorgenommen, mit jemandem Freundschaft zu schließen, der einen Pool besaß, und sie hatte beschlossen, mich dieses Jahr endlich im Minigolf zu schlagen (aus irgendwelchen Gründen war ich darin ein Naturtalent, und dass der Sieger oft ein Kuscheltier geschenkt bekam, hatte Sloanes Ehrgeiz geweckt). Ich wollte den Zombietanz von *Thriller* lernen, sie den Tanz aus dem neuen Video von London Moore, der kürzlich zu einem Aufschrei besorgter Eltern geführt hatte.

Dass wir uns auch einen Job suchen mussten, war uns klar, aber wir hatten beschlossen, etwas Relaxtes zu machen, das keine besonderen Anforderungen an uns stellte. Und wir wollten es zusammen machen, wie schon letzten Sommer, als wir im Stanwich Country Club ge-

kellnert hatten (Sloane hatte mehr Trinkgeld bekommen als irgendjemand sonst, meine Spezialität war das blitzartige Nachfüllen der Ketchup-Flaschen nach Feierabend).

Aber wir hatten noch nicht den ganzen Sommer verplant, sondern Raum für Strandbesuche, Spaziergänge und süßes Nichtstun gelassen. Was mich betraf, brauchte ich sowieso keinen Plan; mein Plan hieß Sloane. Sie war der beste Garant für wunderbare Ferien.

Ich musste schlucken, als ich daran dachte. Vor zwei Wochen hatten all unsere Pläne angefangen, sich in Luft aufzulösen. Was umso bedauerlicher war, als sich nun herausstellte, dass meine Eltern zu beschäftigt sein würden, um auf Dinge wie pünktliches Nachhausekommen zu achten. Was für grandiose Ferien hätten das werden können! Aber natürlich nur mit Sloane. Ich konnte mir geradezu plastisch vorstellen, wie genial dieser Sommer geworden wäre. Aber es war eine Fata Morgana, die verblasste, kaum dass sie sich am Horizont abgezeichnet hatte.

»Emily?«, hakte meine Mutter nach. Sie befand sich im selben Zimmer wie ich und sah mich an, aber ich spürte, dass meine Eltern nur noch körperlich anwesend waren, während ihre Gedanken schon um das neue Stück kreisten. Für den Bruchteil einer Sekunde überlegte ich, ob ich ihnen nicht doch noch von Sloanes Verschwinden erzählen und sie bitten sollte, mir bei der Suche zu helfen. Aber ich wusste, dass sie »Ja, ja« sagen und es sogar ernst meinen würden, um es dann allerdings sofort wieder zu

vergessen, weil sie weiter über Tesla und Edison nachdenken mussten.

»Ich plane gerade«, sagte ich.

»Na, prima«, sagte mein Dad, und meine Mom lächelte, als hätte ich exakt die Antwort gegeben, die sie hören wollten, obwohl es genau genommen keine Antwort war. Mir war klar, dass sie einfach nur freie Bahn haben, ihre Kinder versorgt wissen und sich so schnell wie möglich an die Arbeit machen wollten. Inzwischen bewegten sich beide wie ferngesteuert aufs Esszimmer zu, wo die Bildschirme ihrer Laptops verführerisch leuchteten. Ich seufzte und setzte mich Richtung Küche in Bewegung, um die Tiefkühlsachen zu verstauen, bevor sie verderben.

»Ach, Em!«, rief meine Mutter und steckte den Kopf noch einmal aus der Esszimmertür. Als ich mich zu ihr umdrehte, sah ich, dass mein Vater sich bereits an seinen Platz gesetzt hatte und die Finger lockerte, bevor er die Tastatur seines Laptops attackierte. »Da ist ein Brief für dich gekommen.«

Mein Herz setzte kurz aus, dann schlug es doppelt schnell weiter. Es gab nur einen Menschen, der mir Briefe schrieb. Keine Briefe im eigentlichen Sinn, sondern eher Listen. Ich fragte nur: »Wo ist er?«

»Vor der Mikrowelle.« Damit zog sich meine Mutter endgültig ins Esszimmer zurück.

Ich raste in die Küche, obwohl mir inzwischen egal war, ob irgendwelche Burritos auftauten. Ich schob eine Großpackung Papiertaschentücher zur Seite, und da war er. Er lehnte an der Mikrowelle wie ein x-beliebiges Stück

Papier, direkt neben der Rechnung von dem Typen, der unsere Hecke geschnitten hatte.

Aber er war an mich adressiert. In Sloanes Schrift.

* * *

JUNI

Ein Jahr zuvor

»Du hast mir eine Liste geschickt?«, fragte ich.

Sloane sah mich vielsagend an und ließ beinahe die riesige grüne Sonnenbrille fallen, die sie gerade aufprobieren wollte.

Ich hielt ihr den Brief hin, der am Morgen an der Mikrowelle gelehnt hatte. Ich war früh aufgestanden, um sie abzuholen, weil wir uns einen neuen Flohmarkt ansehen wollten, den sie entdeckt hatte, eine gute Autostunde von Stanwich entfernt. Statt eines Absenders war zwar nur ein Herz auf den Umschlag gemalt, aber ich hatte Sloanes Schrift sofort erkannt – ihre ganz eigene Mischung aus Druckbuchstaben und Schreibschrift. »Das kommt dabei heraus, wenn man bis zur dritten Klasse drei Mal die Schule wechselt«, hatte sie mir ihre Schrift einmal erklärt. »Da fehlt einem eine solide Grundlage.« Sloane und ihre Eltern führten ein Wanderleben. Wann immer ihnen danach war oder sie Lust auf neue Abenteuer hatten, packten sie ihre Sachen und zogen um. So etwas kannte ich nur aus Filmen, und ich hätte nie gedacht, dass es das im richtigen Leben gab.

Inzwischen wusste ich, dass Sloane diese ewige Umzieherei als Entschuldigung für alles Mögliche benutzte – nicht

nur für ihre Schrift, sondern auch für ihre Matheschwäche, die Unfähigkeit, im Sportunterricht an Seilen oder Stangen hochzuklettern, und die Tatsache, dass sie nicht Auto fahren konnte. Sie war die Einzige in unserem Alter, die keinen Führerschein hatte, und behauptete, immer an Orten gewohnt zu haben, wo man so jung keinen Führerschein machen durfte. Aber ich glaube, dass Milly und Anderson einfach keine Lust hatten, ihre Tochter zur Fahrschule zu kutschieren und beim Abendessen den theoretischen Fragebogen mit so langweiligem Zeug wie Verkehrszeichen und der Straßenverkehrsordnung mit ihr durchzugehen – so wie mein Dad, als ich das Fahren lernte. Wenn ich zu ihr sagte, dass sie doch hier in Connecticut ihren Führerschein machen könne, winkte sie ab und sagte so etwas wie: »Im Prinzip kann ich ja fahren. Sollte ich mal in einem gehijackten Bus sitzen, könnte ich das Steuer übernehmen, wenn der Fahrer erschossen wird. Kein Thema.« Außerdem ging sie gern zu Fuß. Das hatte sie sich in den großen Städten angewöhnt, wo sie früher gewohnt hatte – außer Manhattan und Boston auch London, Paris und Kopenhagen. Deswegen machte es ihr nichts aus, keinen Führerschein zu besitzen. Ich dagegen fuhr gern und hatte nichts dagegen, als Chauffeurin zu fungieren, solange Sloane neben mir saß, sich als DJ und Navi betätigte und rechtzeitig Bescheid sagte, wenn unser Proviant knapp wurde.

Eine ältere Frau, die unbedingt ein Paar altmodische Manschettenknöpfe inspizieren wollte, scheuchte mich weg, und ich ging zur Seite. Dieser Flohmarkt unterschied sich nicht groß von anderen, die ich mit Sloane besucht

hatte. Eigentlich waren wir hier, um nach Stiefeln für sie zu schauen, aber als wir jede unsere zwei Dollar Eintritt bezahlt und den Parkplatz der Mittelschule betreten hatten, der für dieses Wochenende zum Kaufparadies umfunktio- niert war, steuerte Sloane zielstrebig auf diesen Stand mit Sonnenbrillen und Schmuck zu. Seit ich ihren Brief bekom- men hatte, wartete ich auf eine Gelegenheit, sie darauf an- zusprechen. Dazu brauchte ich ihre volle Aufmerksamkeit, und die Fahrt hierher war nicht der geeignete Moment ge- wesen, weil wir laut Musik hörten und mitsangen, uns über Gott und die Welt unterhielten und auf den Weg achten mussten.

Sloane lächelte mich an und setzte die hässliche grüne Sonnenbrille auf, sodass ich ihre Augen nicht sehen konnte und das Gefühl bekam, die Sache mit dem Brief sei ihr irgendwie peinlich. Das kam bei ihr höchst selten vor. »Du solltest ihn erst morgen kriegen«, sagte sie, beugte sich vor und sah in einen winzigen Spiegel. »Er sollte erst morgen ankommen, kurz bevor ihr zum Flughafen fahrt. Die Post hier ist einfach zu schnell.«

»Aber was hat das alles zu bedeuten?«, fragte ich und wedelte mit den beiden Blättern vor ihrer Nase herum. *Emily in Schottland* stand oben auf der ersten Seite. Darunter:

1. Haggis probieren
2. Mindestens drei Mädchen mit »Lassie« ansprechen
3. Mindestens einmal (laut und in aller Öffentlich- keit) sagen: »Ihr könnt mir das Leben nehmen, aber nicht die Freiheit!«

So ging es immer weiter, zwei Seiten lang. Ich sollte Fliegenfischen gehen und die Einheimischen fragen, wo ich J. K. Rowling finden könne – lauter Sachen, zu denen ich nicht die geringste Lust hatte, und zwar nicht nur, weil ich bloß fünf Tage da sein würde. In Edinburgh wurde ein Stück meiner Eltern für das Fringe Festival geprobt, und sie fanden, dass es die perfekte Gelegenheit für einen Familienausflug war. Erst jetzt sah ich plötzlich, dass unter der Liste noch etwas in winzigen Sloane-Buchstaben stand: *Wenn du alles erledigt hast, komm zu mir und berichte, wie es dir ergangen ist.* Ich blickte zu ihr auf. Inzwischen hatte sie die grüne Sonnenbrille wieder abgesetzt und inspizierte eine mit kreisrunden Gläsern, Modell Eule.

»Das sind Dinge, die du in Schottland tun sollst«, sagte sie, sah die Eulenbrille skeptisch an und hielt sie mir zur Beurteilung hin. Als ich den Kopf schüttelte, nickte Sloane und legte sie weg. »Ich möchte, dass du das Beste aus der Reise machst.«

»Ich weiß nicht, ob ich das alles hinkriege«, sagte ich, faltete den Brief wieder zusammen und steckte ihn in den Umschlag zurück. »Aber danke, das ist echt eine coole Idee.«

Sie zwinkerte mir zu, dann konzentrierte sie sich wieder auf die Sonnenbrillen, sie schien etwas Bestimmtes zu suchen. Das ganze Frühjahr über hatte sie daran gearbeitet, sich in eine zweite Audrey Hepburn zu verwandeln – geschwungener Lidstrich, Klamotten mit Streifen, hautenge schwarze Hosen und flache Schuhe. Erst kürzlich hatte sie diese Phase für beendet erklärt und war auf »Kalifornierin

in den Siebzigern« umgeschwenkt. Ihre Vorbilder waren Marianne Faithfull und Anita Pallenberg, von denen ich noch nie gehört hatte, und Penny Lane in *Almost famous – Fast berühmt*, die ich natürlich kannte. Heute trug sie ein bodenlanges geblühtes Vintagekleid und Römersandalen. Das wellige dunkelblonde Haar fiel ihr offen über die Schultern bis tief in den Rücken. Bevor ich sie kennengelernt hatte, hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass sich jemand so kleidete. Jedenfalls nicht, wenn er nicht auf dem Weg zu einem Fotoshoot war. Aber inzwischen hatte sich auch mein eigener Kleidungsstil verändert; die meisten Sachen wählte sie jetzt für mich aus, und manchmal fand ich auch selbst etwas Stylishes. Allerdings traute ich mich nur, so etwas zu tragen, wenn wir zusammen unterwegs waren.

Sie griff nach einer Pilotenbrille mit leicht verbeultem Goldrand, setzte sie auf und sah mich fragend an. Ich nickte. Dann fiel mir ein Junge auf, der etwas jünger als wir zu sein schien und Sloane ganz ungeniert anstarrte. Er hatte eine geflochtene Halskette in der Hand, Makramee oder so, was ihm aber gar nicht bewusst zu sein schien. Wahrscheinlich wäre er tausend Tode gestorben, wenn ihm klar gewesen wäre, dass er mit so einem Ding in der Hand da stand. Und meine beste Freundin anstarrte. Aber Sloane war nun einmal die Sorte Mädchen, die alle Blicke auf sich zog. Ihr welliges Haar, die hellblauen Augen und ihre perfekte, leicht sommersprossige Haut konnten dieses Phänomen aber nicht allein erklären. Sie hatte etwas Geheimnisvolles und benahm sich, als würde sie einem ihr Geheimnis

eventuell anvertrauen – aber erst, wenn sie einen gut genug kennengelernt hatte.

»Super«, sagte ich und löste den Blick von dem Jungen mit der Halskette. »Die sieht super aus.«

Sloane grinste. »Finde ich auch. Handeln wir sie runter?«

»Kein Ding«, sagte ich, ging auf den Mann mit der Kasse zu und tat so, als interessierte ich mich für ein Paar ganz scheußlicher Ohrringe, die aus so was wie Lametta zu bestehen schienen. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Sloane nach einer zweiten Sonnenbrille griff, einer eckigen schwarzen, die sie ebenfalls mit zur Kasse brachte. Der Mann, der sie bewachte, war mittleren Alters und saß in einen Comic vertieft hinter seinem Stand.

»Was kostet die Pilotenbrille?«, fragte Sloane, und ich tat so, als sähe ich jetzt erst, was sie da in der Hand hielt.

»Fünfundzwanzig«, sagte der Mann, ohne aufzusehen.

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist sie nicht wert. Die ist ja ganz verbeult.«

Sloane warf mir ein winziges Lächeln zu, dann setzte sie wieder ihr Pokerface auf. Als wir vor einigen Monaten mit dieser Feilscherei angefangen hatten, konnte sie gar nicht glauben, wie gut ich darin war. Aber da ich mehr oder weniger im Theater groß geworden war, fiel es mir leicht zu improvisieren. »Du hast recht«, sagte sie und sah sich die Brille genauer an.

»Wieso verbeult?«, fragte der Mann und legte seinen Comic, *Super Friends*, beiseite. »Das ist Vintage!«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich würde dafür nicht mehr als fünfzehn geben«, sagte ich und sah zu spät, dass

Sloane ganz entsetzt die Augen aufriss. »Quatsch, zehn!«, sagte ich schnell. »Auf keinen Fall mehr als zehn.«

»Genau«, sagte sie und legte die Pilotenbrille vor dem Mann auf den Tisch, zusammen mit der eckigen schwarzen. »Außerdem sind wir gerade erst angekommen. Wir sollten uns lieber erst ein bisschen umsehen, bevor wir was kaufen.«

»Finde ich auch«, sagte ich und tat so, als wollte ich gehen.

»Moment!«, sagte der Mann schnell. »Ihr könnt die Brille für fünfzehn haben, aber das ist mein letztes Wort.«

»Beide Brillen für zwanzig«, sagte Sloane und sah ihm direkt in die Augen.

»Einundzwanzig«, sagte der Mann, und Sloane holte ihr Geld aus der Tasche.

Eine Minute später gingen wir weiter, Sloane mit der Pilotenbrille auf der Nase. »Gut gemacht«, sagte sie.

»Tut mir leid, dass ich fünfzehn gesagt habe«, sagte ich und ging jemandem aus dem Weg, der ein riesiges Ölgemälde von einem Kätzchen durch die Gegend schleppte. »Ich hätte gleich zehn sagen sollen.«

Sloane zuckte mit den Schultern. »Wenn man zu niedrig einsteigt, blocken die Händler manchmal gleich ab«, sagte sie. »Hier.« Sie gab mir die schwarze Sonnenbrille, und erst jetzt konnte ich sehen, dass es eine echte alte Ray-Ban war. »Für dich.«

»Im Ernst?« Ich setzte die Brille auf, und da kein Spiegel in der Nähe war, sah ich Sloane fragend an.

Sie trat einen Schritt zurück, die Hände in die Hüften

gestemmt, als müsse sie scharf nachdenken, ob mir die Brille stand. Dann lächelte sie breit. »Sieht super aus«, sagte sie und begann, in ihrer Handtasche zu kramen. Sie holte eine der Einwegkamas heraus, die sie immer bei sich hatte, und machte einen Schnappschuss von mir, bevor ich protestieren oder die Hände vors Gesicht halten konnte. Sloane liebte diese Kamas, obwohl sie natürlich ein Fotohandy besaß. Eine hatte sie immer dabei, manchmal sogar zwei. Sie besaß welche mit Weitwinkel und für Schwarz-Weiß-Bilder, und eine war sogar wasserfest. Letzte Woche hatten wir zum ersten Mal in diesem Jahr im Meer gebadet und Sloane hatte uns unter Wasser fotografiert. Danach war sie aufgetaucht und hatte die Kamera triumphierend durch die Luft geschwenkt. »Kann man das etwa mit einem Fotohandy machen?«, fragte sie, als sie wieder zu Atem gekommen war. »Kann man nicht!«

»Steht mir die Brille wirklich?«, fragte ich jetzt, obwohl ich Sloane natürlich glaubte.

Sie nickte. »Du siehst toll aus.« Sie steckte die Kamera in ihre Handtasche zurück und wir setzten den Flohmarktbummel fort.

Ich folgte ihr zu einem Stand mit Vintage-Klamotten und dann zu einem mit Stiefeln. Ich bückte mich, um in einen niedrigen Spiegel zu sehen, und überprüfte dann, ob ihr Brief noch sicher in meiner Handtasche verstaut war.

»Hey«, sagte ich und ging hinter den Schuhstand, wo sie sich inmitten einer nicht zu knappen Auswahl von Stiefeln auf den Boden gehockt hatte und die Sandalen auszog. Ich hielt ihr den Brief hin. »Warum hast du das mit der Post

geschickt und es mir nicht persönlich gegeben?« Ich sah auf den Umschlag, die Briefmarke und den Stempel und fragte mich, warum sie sich solche Mühe gemacht hatte. »Warum überhaupt schriftlich? Du hättest es mir doch auch sagen können.«

Lächelnd sah sie zu mir auf, sodass ich ihre schneeweißen, etwas schiefen Zähne sehen konnte. »Das hätte doch keinen Biss gehabt.«

* * *



1. Einen Fremden küssen
2. Nackt baden
3. Etwas klauen
4. Etwas kaputt machen
5. Penelope
6. Reiten wie ein Cowgirl
7. In der S. Ave. 55 nach Mona fragen
8. Das rückenfreie Kleid kaufen und einen Anlass finden, es zu tragen
9. Bis zum Morgengrauen tanzen

10. Ein Geheimnis im Dunkeln teilen
11. Eine Person namens Jamie umarmen
12. Nachts Äpfel pflücken
13. Unterm Sternenzelt schlafen

Ich saß auf dem Bett und umklammerte diese neue Liste so fest, dass meine Fingerspitzen ganz weiß wurden.

Bei den meisten Punkten hatte ich keine Ahnung, was sie bedeuten sollten, aber immerhin hatte ich etwas von Sloane in der Hand. Von Sloane! Eine neue Liste.

Als ich sie aus dem Umschlag geholt hatte, konnte ich sie zuerst nur ganz verdattert anstarren, unfähig, die Buchstaben zu sinnvollen Worten zusammenzusetzen. Aber das war gar nicht nötig. Es genügte mir, dass Sloane mir etwas geschickt hatte. Irgendetwas. Dass sie nicht einfach abgehauen war, ohne mir etwas anderes als Fragen und Erinnerungen zu hinterlassen. Das bedeutete mir viel, und der Nebel, durch den ich zwei Wochen lang gewankt war, begann sich zu lichten und ließ wieder erste Sonnenstrahlen durch.

Wie schon bei den anderen Listen, die sie mir geschickt hatte, wenn ich mal nicht da war – und sei es nur für ein paar Tage –, lag keine Erklärung dabei. Und wie bei den anderen handelte es sich um lauter verrücktes Zeug. Sachen, die ich hasste und nie freiwillig tun würde. Diese Listen waren zu einer Art Running Gag zwischen uns geworden, und wann immer bei mir eine Reise oder auch nur ein Ausflug anstand, fragte ich mich, welche Aufgaben sie sich nun wieder für mich ausgedacht hatte.

Das letzte Mal, als ich mit meiner Mom für ein verlängertes Wochenende nach New Haven gefahren war, sollte ich beispielsweise einen Handsome Dan klauen, das Maskottchen der Sportmannschaften von Yale, und mit einem Mitglied der Whiffenpoofs ausgehen, dem Männerchor von Yale (erst später erfuhr ich, dass ihr Vater in Yale studiert hatte; daher wusste sie also so viel über diese Uni). Über die Jahre konnte ich nur die wenigsten Aufgaben erfüllen, aber was ich erledigt hatte, schilderte ich ihr hinterher in allen Einzelheiten. Das interessierte sie allerdings weit weniger als die Frage, warum ich nicht alle Aufgaben erfüllt, die jeweilige Liste also komplett abgearbeitet hatte.

Ich überflog die aktuelle noch einmal und merkte, dass sie sich von den früheren insofern unterschied, als einige Aufgaben wirklich beängstigend waren – etwa das Nacktbaden oder das Reiten (seit ich denken konnte, hatte ich Angst vor Pferden – wenn ich bloß daran dachte, bekam ich schon feuchte Hände). Andere Aufgaben hingegen waren nicht sooo schwierig und manche kamen mir beinahe machbar vor.

Als ich die Liste noch einmal in Ruhe durchlas, wurde mir klar, dass es sich bei den Aufgaben nicht um Dinge handelte, die Sloane zufällig eingefallen waren, wie bei denen, die sie mir für Kalifornien, Austin und Edinburgh geschickt hatte. Einige leuchteten mir zwar nicht ein – warum sollte ich beispielsweise eine Person namens Jamie umarmen? –, aber ich begriff, welche Überlegung dahintersteckte. Es handelte sich nämlich samt und sonders



Morgan Matson

Dreizehn Wünsche für einen Sommer

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-40334-1

cbj

Erscheinungstermin: Mai 2016

Eine Liste voller verrückter Aufgaben für einen unvergesslichen Sommer

Emily kann es nicht glauben: Ihre beste Freundin Sloane ist verschwunden, einfach so. Keine Erklärung, kein Abschied, nichts. Das einzige Lebenszeichen, das Emily ein paar Tage später erhält, ist ein Brief mit einer merkwürdigen To-do-Liste. Da es das Einzige ist, was ihr von Sloane bleibt, macht sie sich daran, die Dinge auf der Liste abzuarbeiten. Äpfel pflücken in der Nacht? Kein Problem. Tanzen bis zum Morgengrauen? Klar, warum nicht. Einen Fremden küssen? Nacktbaden? Moment mal ... Schnell wird Emily klar, dass Sloanes Liste sie ganz schön herausfordert. Doch als ihr unerwartet der gut aussehende Frank zu Hilfe kommt, steht ein unvergesslicher Sommer bevor ...



[Der Titel im Katalog](#)